Abend-Ausgabe B.

Bezugs-Preis

für Leipzig und Vororte durch unsere Träger und Spediteure ins Haus gebracht: Ausgabe A (nur morgens) vierteljährlich 3 M., monatlich 1 M.; Ausgabe B (morgens und abends) vierteljährlich 4.50 M., monatlich 1.50 M.
Durch die Post bezogen: (2 mal täglich) innerhalb Deutschlands und der deutschen Kolonien vierteljährlich 5.25 M., monatlich 1.75 M. ausschl. Postbestellgeld, für Oesterreich 9 K 66 h, Ungarn 8 K vierteljährlich.
Abonnement-Annahme: Augustusplatz 8, bei unseren Trägern, Filialen, Spediteuren und Annahmestellen, sowie Postämtern und Briefträgern.
Die einzelne Nummer kostet 10 Pfg.
Redaktion und Expedition: Johannisgasse 8.
Telephon Nr. 14692, Nr. 14693, Nr. 14694.
Berliner Redaktions-Bureau: Berlin SW. 7, Prinz Louis Ferdinand-Straße 1. Telephon I, Nr. 9275.

Leipziger Tageblatt
und
Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis

für Inserate aus Leipzig und Umgebung die 6gespaltene Petitzeile 25 Pf., finanzielle Anzeigen 30 Pf., Reklamen 1 M.; von auswärts 30 Pf., Reklamen 1.20 M.; vom Ausland 50 Pf., finanz. Anzeigen 75 Pf., Reklamen 1.50 M.
Inserate v. Behörden im amtlichen Teil 40 Pf.
Beilagegebühr 5 M. p. Tausend exkl. Postgebühr. Geschäftsanzeigen an bevorzugter Stelle im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif. Festerteilte Aufträge können nicht zurückgezogen werden. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Garantie übernommen.
Anzeigen-Annahme: Augustusplatz 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.
Haupt-Filiale Berlin: Carl Duncker, Herzogl. Bayr. Hofbuchhandlung, Lützowstraße 10. (Telephon VI, Nr. 4603).

Nr. 278. Montag 7. Oktober 1907. 101. Jahrgang.

Das Wichtigste vom Tage.

* König Friedrich August traf heute vormittag 8 Uhr 44 Min. in Karlsruhe ein, von dem Großherzog, dem Prinzen Max und dem preußischen Gesandten v. Eisendecher am Bahnhofe begrüßt.

* Die Stimmung für eine Wiederwahl Roosevelts ist im Wachsen begriffen. (S. Ausl.)

* Im persischen Parlament wurde der englisch-russische Vertrag einer abfälligen Kritik unterzogen. (S. Ausl.)

Wiesbaden.

(Zweiter Tag: Pensionsversicherung der Privatangestellten.)

Von unserem Vertreter auf dem nationalliberalen Parteitage in Wiesbaden wird uns geschrieben:

Der zweite Tag der Wiesbadener Tagung hatte naturgemäß einen ganz anderen Charakter als der erste. Der Sonnabend hatte die Richtlinien für die großen politischen Fragen festgelegt. Der Sonntag brachte die Erörterung einer Einzelfrage, der Pensionsversicherung der Privatangestellten. Wer einigermaßen verfolgt hat, was in den letzten Jahren alles über diese Angelegenheit geschrieben und gesprochen worden ist, der wird die ungeheure Schwierigkeit ermessen können, über das Thema zu einer Versammlung politisch erfahrener Leute zu sprechen, Neues zu sagen und zu fesseln. Dem Abg. Dr. Stresemann ist dies Kunststück gelungen. In seiner stundenlangen Rede erörterte er die Materie mit einer Sachkenntnis, daß kein Winkel unbeleuchtet blieb und gleichzeitig mit solchem Schwung, daß auch in den kleinsten Momenten die hohe politische und nationale Bedeutung dieser wichtigen Frage ihr Recht fand.

Es erübrigt sich, dem Gedankengange der Rede hier zu folgen. Sie bedarf keiner Interpretation und spricht für sich selbst. Doch mag immerhin auf zwei Punkte aufmerksam gemacht werden. Dr. Stresemann kritisierte die Denkschrift des Reichsamtes des Innern, aber nicht insofern, als er die Richtigkeit der statistischen Berechnung etwa bezweifelt hätte, sondern im Hinblick auf die unzureichenden Unterlagen der Statistik. Das Durchschnittsgehalt der Privatangestellten sei wesentlich zu hoch angenommen, und auch die Beiträge seien zu hoch bemessen worden. Das größte Interesse aber nahmen die Ausführungen des Redners über die Möglichkeiten der Durchführung der Versicherung in Anspruch. Dr. Stresemann legte alle Vorteile und Nachteile der beiden zunächst in Betracht kommenden Wege dar und empfahl, sich vorläufig noch nicht für einen dieser Wege zu entscheiden. Es handelt sich darum, ob man die Privatangestellten, die zum größten Teil schon der Alters- und Invalidenversicherung unterstehen, durch einen Ausbau dieser Reichsinstitution sicherstellen, oder in einer Sonderkasse versichern soll. Das erstere sieht leichter aus, wird aber wahrscheinlich, besonders für die Witwen und Kinder, nur Unzulängliches leisten können. Der bessere Weg scheint nach den heutigen Erfahrungen die Errichtung einer eigenen, auf die besonderen Verhältnisse der Privatangestellten zugeschnittenen Versicherungskasse. Da man aber heute noch nicht sehen kann, auf welche Art der Versicherung die Organisationen der Privatangestellten sich einigen werden, so erscheint es zweckmäßig, sich nicht vorzeitig festzulegen. Schließlich kommt es ja auch mehr darauf an, daß die Privatangestellten überhaupt sichergestellt werden, als auf welche Weise dies geschieht. In der einstimmig gefaßten Resolution über das Tagesthema wird denn auch gesagt, daß die Sicherung der Privatbeamten ein Gebot staatlicher Notwendigkeit sei, daß der Vertretertag aber in bezug auf die Art der Versicherung „keine bindende Stellung" einnehmen wolle.

Der Vortrag Stresemanns fand solchen Beifall, daß der Vertretertag beschloß, ihn im Druck erscheinen zu lassen. Es ist das eine wohlverdiente Ehrung des jungen, fleißigen Parlamentariers, auf den die Sachsen mit vollem Recht stolz waren. In der Diskussion kam die Wirkung der Rede recht deutlich zum Ausdruck. Kaum ein Redner begann, ohne zu erklären, daß alles Wichtige ja schon in dem Referat gesagt sei, daß er nur zu Einzelheiten seine persönlichen Ansichten oder Wünsche ausführen wolle. Von besonderem Wert waren die präzisen Erörterungen des Vorstehers des Verbandes Deutscher Handlungsgehilfen Georg Hiller-Leipzig, der für die Privatangestellten und seinen Verband im besonderen der nationalliberalen Partei dankte, daß sie so warm sich der Interessen des neuen Mittelstandes angenommen habe. Die weiteren Ausführungen der sehr beifällig aufgenommenen Rede gipfelten in der Empfehlung einer besonderen Versicherungskasse.

Neues zur Sache konnte in der Debatte nicht mehr vorgebracht werden, und nach annähernd vierstündiger Dauer sprach der Vizepräsident des Reichstages Paasche das Schlußwort. Der Geist der Einmütigkeit habe die Verhandlungen durchzogen. Von Spaltungsgelüsten sei keine Rede. Hoch die Partei. Jubelnd fiel die Versammlung ein. Vorher hatte noch der Parteiveteran Justizrat Gensel-Leipzig der Parteileitung für die musterhafte Geschäftsführung und die große Arbeitslast im Namen der Vertreter gedankt.

* * *

Am Nachmittag folgten zwei Volksversammlungen in dichtbesetzten Sälen, ein Festmahl und ein Gartenfest im Kurhaus, der trefflichsten Stätte dieser immer festlichen Stadt. Man sieht nur frohe Gesichter, trotz der unvermeidlichen Abspannung nach diesen anstrengenden Tagen. In den kurzen Pausen zwischen den offiziellen Veranstaltungen ergehen sich die Vertreter in den herrlichen Anlagen am Kurhaus oder riskieren eine Fahrt auf den die Stadt beschützenden Neroberg, von dem aus man das Weltbad in seiner ganzen Schönheit überblicken und in der Ferne den Rhein blinken sehen kann. Das heißt — nicht immer. Und am heutigen Sonntag auch nicht recht. Aber Kundige zeigen mit dem Finger hin und versichern bei allen Nebstücken des Neroberges, es sei so. Nehmen wir also an, es sei so gut wie wahr. Zum Disputieren hat sowieso kein Mensch mehr Lust. Also Schluß für heute.

Der neue österreichisch-ungarische Ausgleich.

Von unserem Wiener K.-Korrespondenten wird uns geschrieben:

Baron Beck und Dr. Wekerle haben sich also doch über die Prinzipien des neuen Ausgleichs geeinigt; es ging schwer, sehr schwer; ein leicht hingeworfenes, in kühner Weise konzipiertes Werk ist der neue Ausgleich nicht; es stellt die Frucht zahlloser Kompromisse dar. Noch lagern die sieben Schleier der Salome über dem genauen Inhalt; doch läßt sich heute bereits Wesen und Art überblicken. Bei den letzten, soeben abgeschlossenen Ausgleichskonferenzen hatte die Politik zum ersten Male ein entscheidendes Wort, da die Ungarn alles aufboten, dem politischen Ziele zuzustreben, das da heißt: Selbständigkeit. Für Oesterreich war dies eine bedeutsame Schwierigkeit, da „Los von Ungarn" zwar ein schöner Gedanke ist, mehr als ein Schlagwort, aber internationale Rücksichten und auch die Erwägung, daß ein politisches Durchschneiden der Fäden, die beide Reichshälften in wirtschaftlicher Beziehung verknüpfen, denn doch Erschütterungen des wirtschaftlichen Organismus hervorrufen würde. Es hieß also, in politischer Beziehung Ungarn einige Zugeständnisse machen und dafür auf wirtschaftlichem Gebiete Zugeständnisse erhalten. Die ungarische Regierung muß, um für das Ausgleichsoperat die Zustimmung des Parlaments zu erhalten, ein politisches Bonbon der Unabhängigkeitspartei schenken, die österreichische Regierung muß vor allem auf ökonomische Vorteile für die österreichische Reichshälfte hinweisen können, wenn sie vor dem Parlament erscheint. Die Kabinette Beck und Wekerle sind nun der Anschauung, daß sie mit dem neuen Ausgleiche reüssieren werden. Die Frage ist: Ist es das Ei des Kolumbus oder der Versuch, die Quadratur des Zirkels zu konstruieren?

Wie lauten die Aktivposten Ungarns? Ungarn kann es als einen Erfolg seiner Separationsbestrebungen, als einen Erfolg seiner 1848er Partei bezeichnen, daß an die Stelle des bisherigen Zoll- und Handels-Bündnisses nun ein Zoll- und Handels-Vertrag tritt. Nicht zwei Reichshälften schließen ein Bündnis; zwei Staaten schließen einen Vertrag. Weiter ist die Möglichkeit geschaffen worden, daß in absehbarer Zeit Ungarn eine selbständige Notenbank errichten kann. Das ist heute ein Damoclesgeschenk; das ist nur eine politische Arabeske; ein billiger Triumph, das ist eine glänzende Münze, die heute keinen Kurswert hat, da die internationalen Geldverhältnisse und die finanziell prekäre Lage Ungarns vor allem auf lange Zeit die berechtesten und stärksten Anwälte für die Erhaltung der gemeinsamen Notenbank auch in Ungarn selbst, auch bei den Chauvinisten der ungarischen Unabhängigkeitspartei sein werden. In ökonomischer Beziehung hat Oesterreich eine Erhöhung der Quote erzielt; die Ungarn werden für die gemeinsamen Ausgaben künftig anstatt 34,4 Proz. um 2 Proz. mehr, also 36 Proz. zahlen, das ist um 4 800 000 Kronen mehr. Auch in der Frage der Eisenbahntarife hat Oesterreich sich die nötige Freiheit verschafft; es hat nicht zugestanden, daß der Anschluß an Annaberg durchgeführt wird, es hat zu verhindern gewußt, daß Ungarn eine neue eigene Durchbruchsstation ins Ausland erhält. Auch in der Frage der Zuckersurtaxe wurden die österreichischen Interessen gewahrt. In wieweit den anderen Punkten des Ausgleichs ein Erfolg Oesterreichs erzielt worden ist, diese Frage wird erst dann beantwortet werden können, wenn das ganze Ausgleichsoperat vorliegen wird. Dann werden die Parlamente das entscheidende Wort haben. Der Zustand der Ungewißheit, unter dem Oesterreich nun schon seit 1904 leidet, ist noch nicht endgültig überwunden. Man erinnert sich heute, anläßlich der Vereinbarung der beiden Regierungen eines Wortes, das der Kaiser heuer im Sommer einer politischen Persönlichkeit gegenüber tat: „Kein Ausgleich wird beide Teile befriedigen, aber der schlechteste Ausgleich ist besser als keiner."

Deutsches Reich.

Leipzig, 7. Oktober.

* **Der Kaiserbesuch in Holland.** Der niederländische Minister der äußeren Angelegenheiten, Van Tets van Goudriaan, ist von einem Korrespondenten des „Gil Blas" im Haag über den Besuch des Deutschen Kaisers bei der Königin Wilhelmina, interviewt worden. Der Minister sagte: Der Besuch Kaiser Wilhelms ist ein reiner Höflichkeitsakt. Wilhelm II. war seit der Hochzeit der Königin Wilhelmina nicht in Holland und wünschte die Königin einmal wiederzusehen, für die er aufrichtige Sympathien hegt. Aber seine Reise hat keine politische Tragweite. Die Beziehungen zwischen den Höfen können in einem konstitutionellen Lande wie Holland ist, keine nationale Bewegung hervorrufen und noch weniger die Leitung der politischen Geschäfte beeinflussen.

* **Personalien.** In Posen verlautet, daß nach Vollendung des Residenzschlosses der Kronprinz sein Hoflager in Posen aufschlagen werde und zwar als Kommandant des Regiments Jäger zu Pferde. — Wie die „Münster Zeitung" authentisch erfährt, ist die Nachricht, der kommandierende General des 7. Armeekorps v. Bissing werde aus seiner Stellung scheiden, unrichtig. Frhr. v. Bissing genießt nach wie vor das vollständige Vertrauen des Kaisers.

* **Simon Copper.** Wie sich die „Köln. Volksztg." aus Südwestafrika schreiben läßt, befindet sich Simon Copper, der Kapitän des Gochas-oder Franzmannhottentotten wieder auf dem Kriegspfade. Der Kriegsschauplatz sind unbetretene Gebirgspfade und zerrissene Bergschluchten. Das Franzmanngebiet gehört außerdem zu einem nicht kleinen Teile der Kalahariwüste an, ein Umstand, der die Verfolgung außerordentlich erschwert. Bei Gagamsolei, unmittelbar an der englischen Grenze, etwa in Höhe Geiachab, baute Simon Copper seine Werft auf. Zweimalige Versuche der Truppe Mitte April und Anfang Mai dieses Jahres, ihn dort erneut zu fassen, mußten nach großen Mühen und Anstrengungen aufgegeben werden, da in der Kalahari selbst die Vleis (Pfützen) vollständig ausgetrocknet waren und die Tiere nach zweitägigem Wassermangel verjagten und zur Rückkehr zwangen. Die Schutztruppe beschränkte sich in der Folge auf die Defensive und legte längs des Westrandes der Kalahari befestigte Stationen an. Kameelreiter übernahmen den durch den Wassermangel ungemein erschwerten Patrouillendienst. Wie nun scheint, hat Copper die Blockade durchbrochen. Nach mehrmonatiger Ruhe soll er wieder zur Offensive übergegangen sein. — Man wird abwarten müssen, ob diese Nachricht ihre amtliche Bestätigung findet.

* **Der Vorstand des preußischen Städtetages** wird heute unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters Kirschner in Berlin zu einer Sitzung zusammentreten, um über eine eventuelle schleunige Einberufung des allgemeinen deutschen Städtetages Beschluß zu fassen. Eine Anzahl von Provinzialstädtetagen hat nämlich den Antrag gestellt, die Frage der Aufhebung des Steuerprivilegs der Beamten, Geistlichen und Lehrer auf

Feuilleton.

Mit Dernburg nach Deutsch-Ostafrika.

VIII.

Auf dem Victoria-Nyanza, den 19. August 1907.

Seit fünf Tagen schwimmen wir auf dem Victoria-Nyanza. Wir sind an Bord des „Clement Hill", eines Bootes, das in Solidität und Sauberkeit mit einem Rhein- oder Donaudampfer eine gewaltige Aehnlichkeit hat. Man sieht, es ist schwer, der Kultur zu entfliehen.

Die Endstation der Ugandabahn am See ist Kissumu (Port Florence). Es wurde gerade eine Straße zum Hafen hinab in Ordnung gebracht. Eine Walze würde die Arbeit schnell schaffen. Statt dessen arbeiten Hunderte von Negern in einer Linie nebeneinander, Schulter an Schulter, Rücken an Rücken gebückt, einer genau in der Haltung des anderen. Man sieht nur die Schlegel blitzschnell in die Höhe wirbeln und gleichmäßig niederfallen. Von der Seite gesehen, ergibt sich die scheinbar systematische Darstellung von Menschengruppen auf ägyptischen Reliefs als realistische Wirklichkeit. Sogar eine gewisse Eckigkeit und Geradlinigkeit der einzelnen Figuren fehlt nicht, und es gehört eine wirkliche Art Studium dazu, Physiognomieunterschiede bei den einzelnen Individuen herauszufinden. Wieder an hundert Neger schleppen ein riesiges Objekt, eine Kiste mit Material für einen Hausbau, ein Boot oder einen Dampfkessel. Es gibt keine Last, die sie, wenn man sie nach ihrer Art und ohne sie zu treiben, arbeiten läßt, nicht befördern können.

In Europa würde man einen Unternehmer, der nach diesem äquatorialen Muster vorgehen wollte, einfach für verrückt halten. Denn sein Verfahren wäre viel zu kostspielig, als daß er dabei bestehen könnte. Hier in Afrika spielen Menschen als Arbeitskräfte, wenn es sich um herkömmliche Negerarbeit handelt, keine Rolle. Reichen hundert nicht, so stellt man noch einmal hundert ein. Für ihre Unterkunft braucht nicht gesorgt zu werden; sie schlafen am Weg, und der Reis und das Zuckerrohr, sowie die paar Bananen, von denen sie leben, sind billig. Nur Zeit muß man ihnen lassen, denn die erfordert ihre Art nun einmal. Die Methode ist unmodern, aber es ist die, nach der die Pyramiden gebaut worden sind. — Folgen Sie mir auf den Markt von Kissumu. Er liegt ziemlich weitab von dem Orte; auch auf Entfernungen kommt es hier nicht an; sie rauben ja nur Zeit, und auch die Zeit, die anderwärts Geld ist, hat für den Neger keinen Wert. Viel Volk ist auf dem Wege dorthin, Männer, Frauen, alles nackt; die Weiber tragen, wenn sie 20 Jahre alt geworden sind, ein minimales Lendentuch, das sie indessen nur von vorn deckt; die Männer wieder benutzen als einziges Bekleidungsstück ein Messer, das an einer Schnur über den Rücken hängt, und zwar so, daß es an dessen Ende so ziemlich die Mitte hält. An den Armen und am Schienbein findet sich bei beiden Geschlechtern vielleicht noch einiger Metallschmuck. Der Markt ist ein durch eine Hecke umfriedigtes Viereck; in der Mitte eine der Grundform nach symmetrische offene Halle mit Schilfdach, unter der Nahrungsmittel feilgeboten werden. Am Eingang hocken die Geldwechsler, einige Rollen mit Kupfergeld vor sich, stumpfsinnig und unbeweglich ihre Schätze bewachend, auf dem Boden. An den Händlern als modernes Element ein paar Inder, die grellbunte Kattune, Weckuhren, Spiegel, Petroleumlampen, alles geringster Qualität, und noch ein paar andere Kinkerlitzchen als die ersten Vorläufer europäischen Komforts feilbieten. Alte Weiber mit Sämereien und dann eine ganze Reihe von Schmieden. Ihr Eisen haben die Schmiede aus den Erzen des Landes gewonnen. Sie arbeiten mit selbstgebrannter Braunkohle; ihr Amboß sprüht, und ihr Blasebalg saucht in die Glut. Ein Dutzend schwarzer Gestalten hockt in jeder Werkstatt; alle sind an der Arbeit beteiligt. Was sie in primitivster Weise herstellen, sind eigentümlich geformte kleine Spaten, Lanzenspitzen, Eisenstäbe, Hacken und Kuhglocken, jedes einzelne nach derselben, regelmäßig wiederkehrenden Grundform. Dieser Markt wird, von dem Kram der Inder abgesehen, zu den Tagen Mechos nicht anders gewesen sein, als zu denen Christi oder heute. Die Leute amüsieren sich sehr über unsere Anwesenheit und unsere Neugierde; daß sie unsere Aufmerksamkeit erregen, schmeichelt ihnen sichtlich nicht wenig. Sie lachen und necken sich und machen Witze, die von großem Beifallslärm aufgenommen werden. Kreischend springen sie beiseite, wenn sie photographiert werden sollen; dann drängen sie sich wieder heran, um aus nächster Nähe den Apparat zu besichtigen.

Zu bemerken ist, daß die Kawirondos an sich nicht unangenehme, manchmal beinah hübsche Gesichtszüge haben. Ihre Körper sind wunderbar; was daneben auffällt, ist der erstaunliche Einfluß, den ihre Unbeschuhtheit auf Grazie und Leichtigkeit ihres Ganges ausübt. Beide sind von einer Vollkommenheit, wie sie keine Kinderstube, keine Tanzstunde, kein Sport uns beibringt. Ich werde die Gestalt eines jungen Mädchens oder einer jungen Frau von Kawirondo nicht vergessen, die vor uns herging, als ich mit zwei Herren unserer Gesellschaft den oben erwähnten Markt verließ. Freilich, das Benehmen der Schönen war dabei von drastischer Komik. Ihr muskulöses Aussehen und festes Ausschreiten täuschte mich zunächst darüber, daß wir eine Frau vor uns hatten; ich mußte darauf aufmerksam gemacht werden. Auf dem Haupte trug sie eine der uralten Tonflaschen mit Wasser, die im ganzen Orient noch heute im Gebrauch sind; im übrigen war sie unbekleidet. Sie ging schnell dahin mit einer Kraft und Schönheit der Bewegungen, die ihresgleichen suchen. Der Gedanke, daß sie eine Sohle wie Leder haben mußte, kam dabei gar nicht auf. Ihre Figur war ebenmäßig, die Taille, die mit keinem Korsett Bekanntschaft gemacht hatte, unverkümmert gleich der der Medicoerin. Ein anderes Weib hielt sie auf. Nach kurzem Schauri am Wege eilte sie dann an uns vorüber, um die versäumte Zeit wieder einzuholen. Dabei bemerkte sie, daß wir sie beobachteten. Und nun geschah das Komische. Sie fing an, zu kokettieren, zu kokettieren in diesem Zustande, und zwar nach uraltem, ewig und allerwärts gleichem Rezept mit Augenklimpern und allen Schikanen. Das Eigentümliche dabei war, daß sie sich ihrer Nacktheit offenbar nicht entfernt bewußt war; dagegen schien sie anzunehmen, daß ihr höchst elegant, vollständig glatt rasierter Schädel — ein kleiner, hirnarmer Weiberschädel, wie er manchmal auch anderwärts, wenn auch nicht so unverhüllt, zu finden ist — unsere Aufmerksamkeit auf sie gezogen habe. Sie suchte ihn wenigstens über ihre schwarze, an Plastik reiche Hinterseite nach Möglichkeit zur Geltung zu bringen. Als sie uns lachen sah, kam sie zu einem Entschluß. Sie blieb stehen, spuckte, mit Respekt zu sagen, zweimal aus, wie ein Farmer aus Kentucky, dann schritt sie auf uns zu und erbat, uns gene, ausgestreckter Hand ein Backschisch! Was ihr denn auch in Gestalt etlicher Kupferaus verabfolgt wurde.

*

Wenn mir in den Sinn kommt, daß das alles Wirklichkeit, daß die weite glänzende Wasserfläche, die wir seit Tagen durchfurchen, wirklich der Viktoria Nyassa und daß die lachende Sonne über uns wirklich die gefürchtete Sonne Afrikas sein soll, so glaube ich manchmal an einen Traum. Das klingt banal; indessen ist die Welt hier so nett und freundlich, so fast ganz ohne das Absonderliche, auf das man im Herzen des schwarzen Erdteils doch schließlich Anspruch hat, daß man an der geographischen Tatsächlichkeit unserer Lage in der Tat irre werden kann. Es ist, als wenn man irgendwo zwischen Lübeck und Kopenhagen schwömme; der Dampfer ist hübsch überfüllt, die Wellen hüpfen, eine kühle Brise liegt auf der See, und es wird pünktlich zu Breakfast, Lunch und Dinner gebeten. Auch an der üblichen Skatgesellschaft fehlt es nicht; die Exzellenzen Dernburg und Rechenberg haben sich mit Dr. Rathenau als drittem Mann drin im Rauchsalon zu ihr zusammengefunden. Nur die schwarzen Matrosen, die mit affenartiger Behendigkeit ihren Dienst versehen, der Adler, der über uns seine Kreise zieht, und das Eingeborenenkanot, das ab und zu am Horizont über die Szene geht, entsprechen nicht ganz dem Bild stillen Ostseefriedens, das die Welt, von unserem Promenadendeck aus gesehen, hier bietet. Ich hatte mir den See anders vorgestellt, als eine Art großen Sumpf, mit viel Schilf, den breiten Blättern riesiger Seerosen auf dem Wasser, mit Krokodilen, Nilpferdgebrüll, brütender Sonne und heißer schwerer Luft.

Von all dem ist nicht die Rede; an Krokodilen und Nilpferden fehlt es zwar nicht, doch bekommen wir sie einstweilen nicht zu Gesicht, der See ist frei und offen und das Klimatische so unheimlich sympathisch, daß es hier unter dem Aequator direkt mißtrauisch stimmen muß. Manchmal vermißt man sogar den wärmenden Sommerüberzieher.

Ich schreibe diese Zeilen nach dem Lunch und weiß auf Grund der Erfahrung der vorhergegangenen Tage, daß sich gegen Abend die Szenerie ändern wird. Daß wir auf einem nicht hinreichend zivilisierten Wasser fahren, zeigt sich an der Sorgfalt, mit der alle Augenblicke gelotet wird. Der See ist nicht gründlich genug vermessen und hat seine Tücken und Klippen. Bei Nebel und des Nachts wird denn auch die Fahrt unterbrochen. Kommt der Abend und sind wir nicht im Hafen,

SLUB
Wir führen Wissen.